

In dürftiger Zeit

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus**

Band (Jahr): **103 (2009)**

Heft 10

PDF erstellt am: **21.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

«Nimm die Krise persönlich», K.Surber, WoZ

• Am Samstag, den 19. September war die grosse Finanzkrisen-Demo in Bern. Auch wenn sich die herrschende Hilflosigkeit der Linken trotz der 30 000 TeilnehmerInnen in den zarten Forderungen spiegelte, so lohnte doch allein schon das solidarische Pfeifen der vorbeifahrenden Lokomotiven für den Rentenkampf des Eisenbahnerverbandes die Teilnahme. Ein Wunder eigentlich in einer Gegend, wo man sich häufig nur peinlich berührt abwendet, wenn irgendwo sich Leute öffentlich zu einer Sache bekennen. Gut auch, immer wieder dieselben Gesichter von alten und ganz alten DemonstrantInnen zu entdecken.

Wer bei alten AktivistInnen nachfragt, wie sie es schaffen, ein Leben lang sich zu empören über dieselben immer wiederkehrenden Ungerechtigkeiten, erhält als Antwort: Es geht ihnen ganz einfach nahe. Wer nachfragt, wie sie es schaffen, dass ihnen das immer Gleiche immer von neuem nahe geht, erhält die Antwort: Das ist doch selbstverständlich. Spontan neigen wir dazu, die Rede von der Selbstverständlichkeit als Bescheidenheit abzutun und das, was von den AkteurInnen als unbewusster Reflex wahrgenommen wird, als Spitzenleistung einer aussergewöhnlichen Sensibilität und Mitleidensfähigkeit zu verstehen.

Aber nichts ist gefährdeter als eine angeborene Sensibilität. Wie oft überlebt sie nicht einmal die Anfechtungen des Schuleintritts und schlägt um in einen der vielen Schutzmechanismen, die da heissen: Zynismus, Arroganz oder Verstummung. Um das Phänomen der Resignationsresistenz von alten Linken zu erklären, muss man das Feld der Begabungen wohl verlassen und zurückkommen auf die Selbstverständlichkeit. Unter welcher Voraussetzung kann man auf Dauer das für die meisten nicht Selbstverständliche mit einer unaufgeregten Selbstverständlichkeit tun? (Der Umstand, dass wir unter linken JournalistInnen die Frage diskutieren, mit welchem Dreh man die Leute aufruft zur Krisendemo, zeigt das Problem an.)

Das geht nur, wenn es nicht jedes Mal eine ethische Entscheidung braucht und nur, wenn nicht ein vages «du sollst» den Antrieb gibt, sondern, wenn es automatisch abläuft. Und automatisch geht nur etwas, wenn man

es verstanden hat, eine Haltung und zwei drei aus dieser Haltung sich ergebende Standardhandlungen sich zur Gewohnheit zu machen.

Nichts ist aber unter dem einzigen in der Linken noch verbliebenen Dogma der Autonomie verpönter als Automatismen und Selbstverständlichkeiten. GewohnheitsdemonstrantInnen, Parteisolddaten, blinde AktivistInnen und gutgläubig Irregeleitete sind die Schreckgespenster, die man aus der linken Geschichte zur Rechtfertigung der eigenen Unschlüssigkeit bezieht. Aber wenn es darauf ankommt, das wissen heute nur noch die Marketingbuden und Krisenstäbe, greifen Automatismen besser als die freie Entscheidung, womit gegen letztere gar nichts gesagt ist ausser dies: dass sie auch dazu da ist, die Gewohnheiten, denen man sich aussetzt, wenigstens selber zu wählen. In der Figur der selbstzugelegten Marotte des Dandys, die er peinlichst genau einübt, die aber gleichzeitig seinen freiheitlichen Umgang gegenüber den Konventionen der Gesellschaft garantiert, kommt das zum Ausdruck. Und auch im Beispiel, das Peter Weiss im Roman «Ästhetik des Widerstands» erzählt, wo während des Ersten Weltkriegs ein Mädchen das an alle Schulkinder ausgeteilte Bild des Kaisers Wilhelm mit den Worten zurückgibt: «Ich kann es leider nicht brauchen, bei uns in der Küche hängt schon der Karl Liebknecht.»

Kollektive Marotten hat die kapitalistische Gesellschaft genug: der Preisvergleich, der Griff zur Gratiszeitung, das Shoppingritual. Die Linke tut gut daran, sich auf Gegenautomatismen zu einigen. Denn ist es nicht ein Akt äusserster Selbständigkeit, sich das Selbstverständliche selber zu wählen? Die Gewohnheit macht es, dass mir etwas jedes Mal von neuem nahe geht, dass ich es persönlich nehme. Es geht darum, die Dinge soweit in meine Person zu integrieren, dass sie mir so gewöhnlich erscheinen, dass ich mir ein Leben ohne nicht mehr vorstellen kann. Zum Beispiel und zuallererst ein Leben ohne das Begreifen des Unheils – des eigenen und das der anderen. Ohne diese Gewohnheit droht uns allen der Sturz in die Vulgarität und damit in die selbstgewählte Einwilligung in die eigene Erniedrigung.

Rolf Bossart